



Süddeutsche Zeitung

Andreas Glas

„Halt mich“

Süddeutsche Zeitung

12. Januar 2019

Als Teresa fällt, versucht er noch, sie aufzufangen. Franz Schönmoser hat seine Enkelin immer aufgefangen. Immer, wenn er aus der Arbeit kam und Teresa draußen gespielt hat. Er ist aus dem Auto gestiegen. Sie ist losgerannt. Er hat die Arme ausgebreitet. Sie ist gesprungen. „Mit dem grenzenlosen Vertrauen, dass der Opa sie auffängt. Und der Opa hat sie aufgefangen“, sagt Schönmoser.

Er versucht also, nach Teresa zu greifen. Aber er greift ins Leere. Teresa fällt vom Radlader. Das Fahrzeug macht einen Hüpf. Er hält an und steigt ab. Er läuft zum Hinterreifen, sieht Teresa auf der StraÙe liegen, in einer Pfütze aus Blut. Sie rührt sich nicht, schreit nicht. Nur Hannah schreit, Teresas große Schwester. Hannah klettert vom Lader, rennt los, die StraÙe runter, nach Hause zur Mutter. Sie ruft: „Mama, du musst sofort kommen!“ Und: „Der Opa wollte das nicht.“

Er wollte es nicht. Natürlich nicht. Franz Schönmoser hat seine Enkelin totgefahren, auf der ZufahrtsstraÙe zu seinem Haus. Sein Sohn Michael und dessen Frau Manuela leben auf dem Bauernhof nebenan. Neun Monate ist der Unfall her. Seitdem fährt er jeden Tag an der Stelle vorbei, an der Teresa starb. Es geht nicht anders. Es gibt nur die eine StraÙe in Andriching, Niederbayern. Den Eltern begegnet er fast täglich. Sie reden fast nicht mehr miteinander, aber der Ort ist zu klein, um sich aus dem Weg zu gehen. Drei Höfe, ein Haus, eine Kapelle, mehr nicht. „Jetzt geht es um das Thema, wie man damit weiterleben kann“, sagt Franz Schönmoser.

Wenn er weint, setzt er seine Brille ab. Er setzt sie oft ab, wenn er über Teresa spricht

Darüber will er reden, übers Weiterleben, in der Stube seines Hauses. Im Fenster steht ein Bild, Teresa in Holz gerahmt, eine Tulpe in der Hand. An der Wand, in der Vitrine, überall steht das lächelnde Kind, Teresa. Franz Schönmoser, 62, ist ein kleiner Mann mit Siebentagebart. Wenn er weint, setzt er seine Brille ab. Er setzt seine Brille oft ab, wenn er über Teresa spricht. Er sagt: „Es ist das Schlimmste, was einem passieren kann.“

Eine Mutter überfährt ihren Sohn. Ein Vater überfährt seine Tochter. Ein Opa überfährt seine Enkelin. Man liest das hin und wieder in den Randspalten der Zeitungen. Man liest das, schluckt, man will nicht darüber nachdenken, dass man selbst diese Mutter, dieser Vater, dieser Opa sein könnte. Es ist ja so: Wer einen nahen Menschen verliert, muss mit dem Verlust leben. Wer einen Fremden totfährt, mit der Schuld. Beides für sich kann reichen, um einen Menschen kaputt zu machen. Aber was passiert, wenn sich alles zusammenschiebt? Und: Ist Schuld da überhaupt das richtige Wort?

„Es gibt keine Schuld“, sagt Franz Schönmoser. Keine Absicht, keine Schuld, so sieht er das an guten Tagen. An schlechten Tagen merkt er: Man muss nicht schuldig sein, um sich schuldig zu fühlen.

Dieses Gefühl kennt auch Hilde Schönmoser, 59, eine schmale Frau mit Pferdeschwanz. Sie sagt: „Man hätte das den Kindern nie antun wollen.“ Sie sagt „man“, nicht „mein Mann“. Nach Teresas Tod wäre Hilde Schönmoser am liebsten fortgezogen. Sie konnte ihrem Sohn nicht mehr in die Augen schauen. „Obwohl es mir passiert ist“, sagt Franz Schönmoser.

An dem Tag, an dem es passiert, baut Franz Schönmoser ein Gewächshaus. Er baggert einen Graben, für Strom und Wasser. Er will die Erde wegfahren, da klettert Hannah zu ihm auf den Radlader. Und Teresa kommt angerannt, sie will auch mit, unbedingt. Der Opa hätte Nein sagen können. Es gibt ja nur einen Beifahrersitz. Aber welcher Opa sagt gern Nein?

Er hat alles für Teresa getan. Und für ihre Schwestern. Für Hannah, 9, die älteste, für Maria, 5, die jüngste. Er ist mit ihnen in den Wald gegangen, zum Schwammerlsuchen. Hat Männchen aus Kastanien mit ihnen gebastelt. Hat Bahnen im Schnee gezogen, für die Schlitten der Mädchen. Er ist mit ihnen Kanu gefahren, auch davon gibt es ein Foto in der Stube. Drei Mädchen in Schwimmwesten, sicher ist sicher.

Er nimmt jetzt die Brille ab, dann erzählt er, wie er den Radlader startet. Hannah sitzt links, Teresa steht rechts neben dem Opa. Sie haben das oft so gemacht. Immer ist es gut gegangen. Immer hat er den Arm um Teresa gelegt, sicher ist sicher. Warum diesmal nicht? Er hebt die Schultern. Er weiß es einfach nicht.

Auch die Kabinentür lässt er offen stehen. Weil es heiß ist, 25 Grad, ein Sommertag im April. Auf der Rückfahrt fährt der Radlader über eine Mulde im Asphalt. Das Fahrzeug schaukelt, ganz leicht nur. Franz Schönmoser glaubt, dass Teresa sich festhalten wollte – und dabei den Schalter für den Rückwärtsgang berührte. Drückt man den Schalter während der Fahrt, bremsst der Lader abrupt. Er glaubt, dass es so war, aber er ist sich nicht sicher. Er weiß nur, dass Teresa gefallen ist. Und dass er sie nicht auffangen konnte.

Teresa ist sieben, als sie stirbt. Auf ihrem Sterbebild hält sie eine Schultüte im Arm. Das Foto hängt als Großformat in der Küche ihrer Eltern. Darunter, am Esstisch, sitzen Michael und Manuela Schönmoser, beide 38. Michael ist kräftig, Landwirt eben, mit Hornhaut in den Handflächen. Seine Hände haben versucht, Teresa zu reanimieren. Der Vater hat gepumpt, die Mut-



An der Kapelle im Dorf hat Franz Schönmoser Windspiele aufgehängt. Wenn sie klingeln, sagt er, „spüre ich Teresa über den Wind“.

FOTOS: CATHERINA HESS

Halt mich

In einem Dorf in Niederbayern überfährt ein Mann seine Enkelin. Die Eltern des Kindes wohnen gleich nebenan, ganz nah, und doch weit weg. Eine Geschichte über das Weiterleben

VON ANDREAS GLAS

ter hat beatmet. „Mein Pa ist nur dagestanden und hat nichts gemacht“, sagt Michael Schönmoser.

Es ist vermutlich leichter, einen Fremden zu hassen, der das eigene Kind totgefahren hat. Aber wenn der Vater am Steuer saß, was macht das mit einer Familie?

Sie haben nur einmal darüber geredet, Vater und Sohn. Sehr kurz, an der Haustür

Eine Bilderbuchfamilie waren sie nie. Vor elf Jahren hat der Vater den Bauernhof an den Sohn übergeben, damals wurde der Vater dann auch zum Bürgermeister gewählt. In Rothalmünster, knapp 5000 Einwohner, das kleine Andriching gehört dazu. Der Sohn und seine Frau haben die Schweine übernommen, die Kühe, die Felder. Danach wurde es kompliziert zwischen den alten Schönmosers und den jungen. Die Alten hatten einen traditionellen Hof, die Jungen haben ihn umgekrempelt. Mehr Platz für die Hühner, weniger Stress beim Schlachten, ein Hofladen mit Homepage. Die Alten wollten noch mitreden, die Jungen allein entscheiden. Das Übliche.

„Wir sind einfach nur Nachbarn“, sagt Manuela Schönmoser. Es klingt kühl, aber sie ist keine kühle Frau. Sie ist ehrlich. Auch wenn sie über Teresas Tod spricht. Sie habe ihrem Schwiegervater alles Mögliche gewünscht, nur nichts Gutes. Sie habe schlimme Mordgedanken gehabt. Heute sagt sie: „Das war nicht fair. Er wollte das definitiv nicht.“

Am Tag nach Teresas Tod stand Franz Schönmoser vor der Haustür seines Sohnes. Er hat gesagt, dass es ihm leidtut. Er hat Michael und Manuela umarmt. „Aber ich bin dagestanden wie ein Eisblock“, sagt Manuela Schönmoser. „Ich hab mir nur gedacht: Lass mich wieder los!“ Ihr Mann sagt: „Die Entschuldigung ist angekommen.“ Aber: „Die Absolution können wir ihm nicht geben.“

Absolution. Wenn es so einfach wäre. Rein in den Beichtstuhl, reden, raus aus dem Beichtstuhl, beten. Rein ins Nachbar-

haus, sich entschuldigen, raus, alles wieder gut. So funktioniert das nicht. „Wir kriegen nicht über die Lippen, dass wir zu ihm sagen: Es ist okay“, sagt Manuela Schönmoser. Man muss das nicht verstehen. Man kann aber selbst mal testen, wie sich dieser Satz anfühlt: Papa, es ist okay, dass du mein Kind überfahren hast.

Nur einmal haben Vater und Sohn über den Unfall gesprochen. Der Vater hatte sich ausgesperrt. Der Sohn hat das gesehen und ging rüber ins Elternhaus, über den Keller, es gibt einen Gang zwischen den Häusern. Er öffnete die Haustür. Er sagte: Papa, das hätte mir auch passieren können. So erzählt es Franz Schönmoser. Für ihn sei dieser Satz „unglaublich wichtig“ gewesen. Der Sohn sagt, er könne sich nicht mehr an diesen Satz erinnern. Aber es stimme schon: Es hätte ihm auch passieren können.

Wer Franz Schönmoser beim Weiterleben zuschauen will, muss zur Bürgerver-

sammlung gehen, in die Rottalhalle. Es ist Mittwohabend, das Licht ist gedimmt, die Leute trinken Weißbier, es riecht nach Schnitzel. Vier Tischreihen, 120 Stühle, fast alle besetzt. Neben der Bühne, hinter einem Rednerpult, steht Bürgermeister Schönmoser. Dunkles Sakko, dunkle Kravatte. Ein Projektor wirft Zahlen an eine Leinwand. Haushaltsvolumen, Schuldenstand, Gewerbesteuer, auch die Zahl der Grundschulkind in Rothalmünster: 172. Es waren mal 173 Kinder.

Schönmoser redet einfach weiter, nächste Folie, nächste Zahl. Zwei Stunden lang. Er lässt sich nichts anmerken. Später, als die Letzten gegangen sind, sitzt er an einem der leeren Tische, hinter einem Bierglas. Es wissen ja alle, was passiert ist, die ganze Gemeinde beobachtet ihn. 5000 Richterinnen und Richter. Der Mensch erlaubt sich gern ein Urteil über andere. Nein, sagt Franz Schönmoser, er habe nur Zuspätkommen, kein böses Wort.

Vielleicht sagt es ihm nur keiner. Vielleicht ist es aber wirklich so, weiß doch jeder, es kann jedem passieren. Eine Sekunde unachtsam, das reicht. Franz Schönmoser glaubt, dass die Anteilnahme der Menschen in Rothalmünster ehrlich ist. „Und jedes gute Wort, jeder Händedruck, jede Umarmung nimmt ein Stück Last mit. Dann wird es vielleicht irgendwann so, dass ich die zwei Packerl tragen kann.“ Die zwei Packerl: Verlust und Schuld.

Es ist nach Mitternacht, sein Bierglas oft fast leer. Er erzählt, wie sich Teresa oft zu ihm aufs Sofa gelegt hat. „Opa, tun wir ein bisschen knuddeln?“ Sie lag auf seinem Bauch, er hat ihr den Rücken gestreichelt, hat sie gekitzelt. Sie haben so viel zusammen gelacht. Er erzählt, dass Maria, die kleinste Enkelin, manchmal Sätze sagt, die von Teresa sein könnten. Letztes habe er Maria Litschis mitgebracht, Maria liebt Litschis, bei Teresa war das genauso. „Braver Opa“, habe Maria gesagt. Und einmal habe Maria aufs Regal in der Stube gezeigt und gesagt: „Schau rauf, Opa, die Teresa sitzt da droben, in der Teekanne.“

Man kann den Tod des eigenen Kindes nicht vergessen. Aber kann man ihn verzeihen?

Teresa liebte Tiere, ihre Katze heißt Lillifee. Seit Teresa tot ist, steht Lillifee oft vor seiner Haustür, sagt Franz Schönmoser. Er mag Katzen nicht besonders. Aber wenn Lillifee kommt, freut er sich. Teresa liebte den Garten. Sie wollte immer mit anpacken, wenn der Opa Paprika pflanzte oder Melonen. Am Tag, als sie starb, wollte Teresa ihrer Mutter in der Küche helfen, beim Tomatenschneiden. Aber die Mutter wollte ihr kein Messer in die Hand drücken. Sicher ist sicher. „Sie hat mich noch gedrückt und ist rausgehüpft zum Schaukeln. So glücklich war sie“, sagt Manuela Schönmoser. Fünf Minuten später half ihr der Opa auf den Radlader.

Man kann den Tod des eigenen Kindes nicht vergessen. Aber kann man ihn verzeihen? Verzeihen kommt von Verzicht. Die

Eltern haben darauf verzichtet, den Opa vor Gericht zu zeren, sie haben zugestimmt, das Verfahren wegen fahrlässiger Tötung einzustellen. „Wenn ich dadurch mein Kind wiederkriegen würde, würde ich sagen: Sperrt ihn ein“, sagt die Schwiegertochter. „Aber ich weiß, ich kriege es nicht mehr.“ Die Eltern wollen keine StraÙe für den Opa. Sie habe Mitgefühl für ihn, sagt Manuela Schönmoser, „aus tiefstem Herzen. Aber ich kann das nicht zeigen und weiß nicht, warum“. Ob ihr Schwiegervater sich schuldig fühlen muss? Nein, sagt sie, aber das Gefühl „können wir ihm nicht abnehmen. Das muss er selber schaffen.“

Franz Schönmoser geht jetzt die StraÙe entlang, auf der Teresa gestorben ist. Am Ortsschild vorbei, zur Anhöhe, wo die StraÙe sich hinausbiegt aus Andriching. Er drückt die Tür der Kapelle auf, schaut den Apostel Andreas an, hinter Metallgittern. Überall stehen Fotos von Teresa. Zwischen Porzellanengeln, Blumen, Kerzen, Kastanienmännchen. Er hat alles aufgebaut, auf einer Häkeldecke. Er kommt jeden Tag. Mal fünf Minuten, mal eine halbe Stunde.

Neben der Kapelle stehen Kastanienbäume. Einer rechts, einer links. An den Ästen hat Franz Schönmoser zwei Windspiele aufgehängt. Manchmal, sagt er, „spüre ich die Teresa über den Wind“. Nachts, wenn er im Bett liegt und die Luft durchs Fenster streicht. Oder letzten Sommer, als er für eine Woche ins Kloster fuhr, da sei er draußen gesessen, neben einem Fahnenmast. „Da denke ich für mich selber: Ob die Teresa es schafft, dass sie die Fahnen jetzt aufbläst?“ Und schon sei eine Windböe gekommen, sagt er. „Da habe ich gewusst: Das Mädel ist da und versucht, mir zu helfen.“

Teresa hilft ihm, damit er nicht abstürzt. Er weiß, dass manche das für Spinnerie halten. Aber er glaubt daran. Es geht ihm besser damit. Viel besser als damals, direkt nach dem Unfall. Er hat noch einen Notruf abgesetzt, dann blieb er an der StraÙe stehen, wie eingefroren. Und sah zu, wie die Eltern versuchten, ihr Kind wieder ins Leben zu holen. Was hätte er auch tun können? Am Tag danach saß er in der Stube. Er saß nur da, wie besiegt. Da ist Hannah neben ihm auf die Bank gerutscht. „Sie hat sich hergekuschelt und gesagt: Ich brauch dich noch“, sagt Franz Schönmoser. Da habe er sich entschieden weiterzuleben.

Man muss, immer wieder sagt er solche Sätze: „Man muss einen Weg finden.“ Nur wie?

Dass er weiterlebt, wollen auch Michael und Manuela Schönmoser. Sie sagt: Wenn der Opa kaputtgeht, „gehen unsere Kinder auch kaputt“. Dass die Erwachsenen nicht miteinander können, „ist unser Bier, die Kinder dürfen sich frei bewegen“ zwischen den Häusern, über den Gang im Keller, das war immer so.

Dann erinnert sie sich, wie sie ein paar Wochen nach dem Unfall in der Küche stand und geweint hat. Da habe die kleine Maria gesagt: „Wenn ihr immer weint, spiele ich halt die Teresa für euch.“ Das war der Moment, in dem auch die Eltern beschloßen haben weiterzuleben. „Hannah und Maria brauchen glückliche Eltern, damit sie eine glückliche Kindheit haben“, sagt Manuela Schönmoser. Und dass auch ihr Schwiegervater die Erlaubnis habe, wieder glücklich zu sein. Was sie ihm nicht mehr erlaubt: Kanufahren mit den Mädchen, Schwimmbad oder Urlaub in den Bergen, wie früher. Die Angst um die Kinder sei zu groß, sagt Michael Schönmoser, nicht das Misstrauen gegenüber seinem Vater, das ist ihm wichtig.

Auch Michael und Manuela Schönmoser sind überzeugt davon, dass Teresa noch da ist. Sie waren bei einem Medium, genau wie Franz Schönmoser. Bei einer Person, die sagt, sie könne Kontakt zu Toten aufnehmen. Alles total irrational, aber der Tod ist nun mal keine rationale Sache.

Warum musste Teresa sterben? Die Frage macht einen kaputt. Die Eltern haben das begriffen. Auch Franz Schönmoser. Er sagt, dass er angefangen habe, an das Schicksal zu glauben. Manche sagen: Wer an Schicksal glaubt, stiehlt sich aus der Verantwortung. Franz Schönmoser sagt: „Das ist die einzige Chance, es zu akzeptieren und mit dieser Situation weiterzuleben.“

Zwei Wochen nach Teresas Tod hat Franz Schönmoser wieder angefangen zu arbeiten. Nicht, um sich abzulenken, sagt er, im Gegenteil, „man muss die Zeit des Schmerzes bewusst durchleben.“ Wer sich nur versteckt, durchlebt nichts, verarbeitet nichts, sagt Schönmoser. Also hält er Reden, bei Seniorentreffs, bei Richtfesten, sitzt beim Lesewettbewerb in der Jury, in Teresas Grundschule. Es hat funktioniert, bis zur Siegerehrung, danach saß er im Auto auf dem Parkplatz und hat geweint. Mei, sagt er, „damit muss man leben“.

Man muss. Immer wieder sagt er solche Sätze. „Man muss damit fertigwerden.“ Oder: „Man muss einen Weg finden.“ Franz Schönmoser hat zu kämpfen mit dem, was passiert ist. Aber er kämpft. Im Herbst hat er neue Kirschbäume gepflanzt. Wer einen Baum pflanzt, schaut nach vorne. Auch das Gewächshaus hat er fertig gebaut. Er öffnet die Tür, zeigt auf Beete und Sträucher. Er hat die kleine Maria gefragt, was er hier pflanzen soll. Salat, habe Maria gesagt. Und Gurken. Und Radieschen.

Als er die Tür des Gewächshauses schließt, kommt eine Katze und reibt ihren Kopf an seinen Beinen. „Die Lillifee“, sagt Franz Schönmoser, der doch eigentlich keine Katzen mag. Und lächelt.



Warum musste Teresa sterben? Die Frage macht einen kaputt. Ihre Eltern haben beschlossen, nicht kaputtzugehen. Wegen Teresas Schwestern.